

Erscheint  
wöchentlich 2 Mal  
(Dienstag und Freitag.)  
Abonnementpreis  
vierteljährlich 1 Mark.  
Eine einzelne Nummer  
kostet 10 Pf.  
Inseratenannahme  
Montags u. Donnerstags  
bis Mittag 12 Uhr.

# Wochenblatt

Erscheint  
wöchentlich 2 Mal  
(Dienstag und Freitag.)  
Abonnementpreis  
vierteljährlich 1 Mark  
Eine einzelne Nummer  
kostet 10 Pf.  
Inseratenannahme  
Montags u. Donnerstags  
bis Mittag 12 Uhr.

für  
**Wilsdruff, Tharandt,**

**Rossen, Siebenlehn und die Umgegenden.**  
**Amtsblatt**

für die Königl. Amtshauptmannschaft zu Weissen, das Königl. Amtsgericht und den Stadtrath zu Wilsdruff.  
Zweihundvierzigster Jahrgang.

Nr. 42.

Freitag, den 26. Mai

1882.

## Zum Pfingstfeste 1882.

Motto: Was jagst Du, Herz, in solchen Tagen,  
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

Wenn unter dem warmen, belebenden Hauche des Frühlings auch der letzte Rest von Schnee und Eis, den der Winter noch zurückgelassen hatte, dahingeschwunden ist, wenn die munteren Bächlein, befreit von der hemmenden Krystalldecke, leise rauschend und murmelnd dahinfließen durch grüne Wiesen und blumige Auen, wenn das erste, frische Grün Bäume und Sträucher bekleidet, die Boten des Lenzes, die stinken Schwalben, anmuthige Vogenlinien in den Lüften ziehen, und hoch zum blauen Aether empor die Lerche steigt, frohe Dankeshymnen dem Herrn der Schöpfung darbringend, wenn Pfingsten, das holde Fest des Frühlings, erschienen ist, wer vermöchte da theilnahmslos und ungerührt zu bleiben, wer vermöchte es, in dumpfer Klausur zu verweilen, statt hinauszugehen und an der Brust der Allmutter Natur Vergessenheit zu trinken für alles Leid und der Freude reinst zu schöpfen aus ihrem unvergänglichen Born? Empfandet doch selbst das zarte, unmündige Kind der ersten Frühlingstage Sonne und auch den Greis im Silberhaar, das alte Mütterchen am Stabe treibt es noch hinaus, der wärmeren Sonne, der erwachenden Natur sich zu freuen und der Zeiten zu gedenken, wo sie mit der Jugend frohen Genossen sich herumtummelten in manteren Spielen, noch unbekannt mit der Mühe und Arbeit, den Sorgen und Kummernissen, den dunklen Stunden, die des Lebens steter Wechsel mit sich bringt, und die so Manchem die Freude an der Natur nicht allein, sondern die Freude, den Genuß an Allem und auch die Fähigkeit des Genießens geraubt haben. Tief sind sie zu beklagen, die es verlernt haben, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen, die, abgeschlossen von ihren Mitmenschen, abgeschlossen von der Natur, nicht ihre Fenster öffnen mögen dem leisen Wehen süßer Frühlingssäfte, für die vergebens vom blauen Himmel die Sonne lacht, vergebens die Blumen sprießen in Wald und Wiese, in Feld und Flur, vergebens der Vögelin muntere Lieder erschallen. Tief sind sie zu beklagen, denn der Freude reinst und beste, sie kennen sie nicht.

Allen unseren irdischen Freuden fast haften zwei Mängel an: Wo der eine Theil der Menschen sich freut, muß der andere entbehren und nur selten können wir eine Freude wiederholt voll und ganz genießen, ohne daß eine Uebersättigung, ein Ueberdruß, ein Ekel ihr Folge. Anders die Pfingstfreude an der Natur. Den Becher dieses Genusses können wir bis zur Reize leeren, ohne daß auch nur ein einziger bitterer Tropfen in ihm erhalten wäre, und die Tafel, auf welcher er steht, ist für Reich und Arm, für vornehm und Gering gedeckt. Nicht freundlicher lachen Sonne und Himmel, nicht lieblicher duften der Blumen Kelche, nicht kunstvoller singen die Vögelin dem Großen der Welt als dem, der ein bescheidenes Loos gezogen hat. Wohl aber steht der einfache Geist der Natur näher, ist ihr inniger verwandt, weiß eher die Lehren zu benützen, die sie ihm giebt.

Denn auch Lehren, ernste Lehren, ertheilt uns das heitere Frühlingstfest. Nicht hinausreisen sollen wir, flüchtig uns des Augenblickes zu freuen und bald seiner zu vergessen, nachdem wir wieder eingetreten sind in unser tägliches Thun und Treiben, sondern gleichsam ein läuterndes Bad soll uns der Festgenuß sein, ein Bad, in dem wir abstreifen die Wirkungen enttäuschter Hoffnungen, von uns werfen all den finsternen Wismuth, der unsere Sinne gefangen hielt, der uns Alles, was uns umgab, von der dunkelsten Seite sehen ließ, der uns hinderte, all des Guten und Schönen, was das Leben uns bietet, uns zu erfreuen. Wohl hat das Leben der Täuschungen viele, doch auch des Guten bietet es nicht wenig und der gefährlichste Feind unseres Glückes ist jener Wismuth, der uns unsere Freuden raubt. Hinweg mit ihm, nicht für die heitere Feier des Tages allein, nein, auch für die Tage und Monate, die ihm folgen, nicht für die Feierstunden allein, nein, auch für die der Arbeit, nicht nur für die der gewöhnlichen Arbeit, nein, auch für die der Arbeit zum Wohle unseres Vaterlandes, für die auf dem Gebiete der Politik.

Sicherlich ist in unserem Vaterlande noch gar Vieles nicht so, wie es sein sollte. Aber ein so gewaltiges Werk wie es das neugeschaffene Deutsche Reich ist, kann nicht, wie die Minerva, nach der griechischen Sage, geharnischt aus dem Haupt des Jupiter hervorspringen, ebenso vollendet im Augenblick entstehen. Wohl ist die äußere Form entstanden, doch zu dem inneren Ausbau bedarf es einer jahrelangen stetigen organischen Entwicklung. Doch ist dies ein Grund zum Wismuth? Nein, zu verdoppelter Thätigkeit. Und wahrlich, ein solcher Wismuth entbehre der inneren Berechtigung. Großes haben wir erreicht. Von allen Seiten geachtet, steht das Deutsche Reich da, vor nicht gar langer Zeit noch der ohnmächtigen Spielball anderer Nationen, heute in allen wichtigen Angelegenheiten Europa's den Ausschlag gebend, den Frieden bewahrend. Was unsere Väter kaum in ihren kühnsten Träumen zu hoffen wagten, heute ist es zur Thatfache geworden. Aber dabei dürfen wir nicht vergessen, daß die anderen Mächte neidisch auf das so wunderbar erstarkte Deutschland schauen. Wohl ist es war, daß der politische Horizont ungetrübt ist, daß kein Feind Deutschlands Grenzen zu bedrohen wagt, aber wer bürgt uns

dafür, daß es so bleibe? Nur zu leicht erwächst im politischen Leben das kleinste Wölkchen zum Unheil bringenden Unwetter an und wehe dann dem Haus, daß nicht auch im Innern festgefügt ist! Und wenn auch kein Zweifel daran sein kann, daß im Augenblick der Gefahr Alle, die jetzt getrennt scheinen, fest zusammenstehen würden im Kampfe für die heiligsten Güter, für Kaiser und Reich, so ist immer noch eines anderen Umstandes zu gedenken. „Wenn den Frieden Du willst, so sei zum Kriege gerüstet!“ sagt der römische Weise, und gerade deshalb, weil der innere Ausbau unseres neuerstandenen Reiches auch der Lücken so viele zeigt, könnte der Feinde Einer die Hoffnung schöpfen, ein leichtes Spiel mit uns zu haben.

Darum zum Werk mit voller Kraft! Großes haben wir erreicht, und noch Größeres werden wir erreichen, wenn wir heute, am frohen Pfingstfest, für immer jenen finstern Wismuth von uns streifen, der uns nicht allein unsern Frieden raubt, sondern uns verführen möchte, abseits zu stehen, nicht mitzuhelfen an dem edlen Werke des inneren Ausbaues des Vaterlandes, wenn wir gern und freudig thun, was an uns ist, um dieses Werk zu fördern und stets eingedenk sind der Worte des Dichters:

„An's Vaterland, an's theure schließ' Dich an,  
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!“

## Eine Pfingstbowl und ihre Folgen.

Jeremias Knackwurst hieß er, und das war sein Unglück. Denn da er von gar nicht üblem Aussehen, mit einem Gehalt von 3000 Mark als Oberlehrer an dem städtischen Gymnasium fest angestellt und auch sonst war, was man einen „netten Kerl“ nennt, so war gar nicht einzusehen, warum er nicht schon längst in den heiligen Ehestand getreten war. Nur sein Name war daran schuld.

Da war zum Beispiel die Tochter des Bürgermeisters Schönthal, ein junges Mädchen von recht gewinnender äußerer Erscheinung. Allerdings war sie nicht besonders geistreich; allein die geistreichen Frauen waren unserm guten Oberlehrer noch von der Zeit her verhasst, wo er als Student in Berlin ästhetische Thees besucht hatte, bei denen ungeheuer viel Geist aufgeboden wurde, während der Körper sich mit einer Tasse entsehrlich schwachen Thees und einigen Butterbroten begnügen mußte, die so dünn geschnitten und geschmiert waren, daß man den Mond hindurchsehen konnte. Aber konnte er ihr zumuthen, den wohlklingenden Namen Schönthal gegen die entsehrliche Knackwurst einzutauschen? Eine solche Zumuthung erschien ihm als eine Verwegenheit, deren sich ein wohlgesinnter Oberlehrer niemals schuldig machen durfte. Besonders nicht, nachdem er einmal eine traurige Erfahrung gemacht hatte.

Er hatte sich etwas auffallend um die Gunst des Fräulein Käthchen Donnendorf beworben, die ebenfalls von recht angenehmer äußerer Erscheinung war. Und dieses hübsche Bild war in einen schweren, goldenen Rahmen gefaßt, daß heißt, das blonde Käthchen bekam, wenn sie sich verheirathete, eine Mitgift von baaren 60 000 Mark. Aber einst auf einem Balle, nachdem er viel mit ihr getanzt hatte, hatte er sich hinter ihren Stuhl gestellt, ohne daß sie das Jogleich bemerkt hätte. Und da war er unfreiwilliger Zeuge eines Gesprächs zwischen ihr und ihrer Busenfreundin Martha Allen geworden. Letztere hatte das blonde Käthchen mit ihrer Eroberung geneckt und sie gefragt, ob sie wohl Lust hätte, Frau Oberlehrer zu werden. Da hatte das blonde Käthchen einen Augenblick nachdenklich vor sich hingesehen und dann geantwortet: „Weißt Du, Martha, er ist ein recht netter Mensch und ich glaube auch, daß ich ganz gut mit ihm auskommen würde, aber Frau Knackwurst heißen? Nein, der Gedanke ist mir ganz unausstehlich! Niemals!“ Tiefbetrübt hatte Jeremias Knackwurst sich weggeschlichen und ach, vergeblich! seinen Born gegen seinen Namen, gegen seinen Vater, gegen den ersten Ahnen des Geschlechts der Knackwürste in perlendem Rheinwein zu ertränken gesucht. Lehnliches fürchtete er seitdem immer wieder und war so vierunddreißig Jahre alt geworden, ohne den Muth gefunden zu haben, einer jungen Dame Herz und Hand zugleich mit dem fatalen Namen Knackwurst anzubieten.

Mit großem Eifer hatte er sodann geforscht, ob nicht noch ein Mann namens Knackwurst in der Welt existire. „Denn,“ kalkulierte er sehr richtig, „wenn ich noch eine Knackwurst entdecke, der eine heirathsfähige Tochter hat, so bekommt diese, wenn sie mich heirathet, zwar keinen schöneren Namen, aber auch keinen schlechteren, als sie schon hat. Die Sache läßt sich vielleicht machen.“ Die Sache ließ sich aber nicht machen, denn trotz aller Mühe hatte er keinen zweiten Knackwurst entdecken können und es schien, als ob dieses edle Geschlecht mit ihm aussterben solle.

Besonders am Vorabend des Pfingstfestes war er in verzweifelt übler Laune gewesen. Zum Abendbrot hatte seine Hauswirthin, der zugleich die Sorge für das leibliche Wohl des Oberlehrers anvertraut war, ihm eine appetitlich duftende, frische Knackwurst vorgelegt. Sie hatte es recht gut gemeint; aber Jeremias empfand das wie einen bitteren Hohn. Verdrießlich war er abends in den Gasthof zur Sonne,